

Erstveröffentlichung

Der Text wird vorauss. 2003 in der
Festschrift für Ernst Metzner in
Frankfurt/M. publiziert.

1 Handschriftl. geschriebenes Tagebuch (im Folgenden zit. als TB), aufbewahrt im Brünner Staatsarchiv. TB v. 08.01.1898. Cf. dazu: Veselý, Jirí: Marie von Ebner-Eschenbach und die anderen. In: Deutschböhmisches Literatur. Olomouc: Univ. Palackého 2001 (Beitr. zur mährischen deutschsprachigen Lit. 4), pp. 65-84.

2 TB v. 16.05.1899.

3 TB v. 27.02.1898.

4 TB v. 31.10.1882.

5 Klauser, Herbert: Ein Poet aus Österreich. Wien: Literas 1990, p. 108.

6 Ibid, p. 109.

Es ist üblich, die drei deutschmährischen Autoren, Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar und Jakob Julius David zusammen zu denken und zu behandeln, und gelegentlich spricht man sogar vom »mährischen literarischen Triumvirat«.

Auch für die Olmützer *Arbeitsstelle für mährische deutschsprachige Literatur* sind die drei genannten Dichter die »Vorzeigeautoren«, deren anerkannt großes Werk dem tatsächlichen – oder nur virtuellen – Ansturm der Anzweiflungen der Methoden und des Sinnes der Regionalforschung Stand hält, wenn aus dem Lager der »großen«, der »Weltliteratur«-Geschichte gefragt wird: Ist die Gefahr nicht zu hoch, mit dem Objekt und den Methoden der Regionalforschung immer bloß auf Mittelmäßiges, Geringes, künstlerisch Schwaches zu stoßen, sich in den Fahrwässern der Trivialität, der bloßen Gebrauchsliteratur zu bewegen?

Als einer Mitarbeiterinnen der Olmützer *Arbeitsstelle* sei mir also erlaubt, mich mit der verbürgten Qualität des Werks der drei »mährischen Triumviren« hier kurz zu beschäftigen, da trotz aller Üblichkeit im Zusammendenken es vielleicht nicht gar so üblich ist, sie zusammen in Bezug auf das Thema der jüdischen Assimilation zu denken. Die »jüdischen Themen« sind freilich bei keinem der drei genannten Autoren zentral.

Von der Ebner weiß man über ihre Einstellung zum Judentum v.a. aus ihren Tagebüchern und Briefen – dass sie die Äußerungen des modernen Antisemitismus leidenschaftlich hasste, sie für gesellschaftliche Grobheit, für einen Durchbruch der Pöbelhaftigkeit hielt, dermaßen, dass sie dem *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* (gegründet 1891) zusammen mit ihrem Mann Moritz von Eschenbach beitrug und sich häufig über das neu-antisemitische Wien abschätzig äußerte, ihm die patriarchalisch-liberalistische Ruhe ihres geliebten Heimatortes Zdislawitz vorzog:

Die Sonne scheint hell über dem antisemitischen Wien [...]¹
Nur fort aus Wien! Nur fort aus dieser von der antisemitischen Krätze ergriffenen Stadt.²
Die Straßen schimmern in antisemitischen Schmutz [...]³
[...] Moritz angekommen. »In Zdislawitz ist es schöner als in Wien.« O wie hat er recht.⁴

Von Saars Einstellung zum Judentum weiß man eher wenig. Seine Biografen geben an, dass seine Sympathien zwar dem deutschnationalen Gedankengut gegolten haben, seine Ablehnung der antisemitischen Tendenzen innerhalb dieser Strömungen jedoch genauso entschieden war, wie die von Ebner:

Saar hatte aus seiner starken Abneigung gegen den Antisemitismus der Deutschnationalen und Christlichsozialen mit ihren Repräsentanten Georg von Schönerer und Karl Lueger nie ein Hehl gemacht, so etwa in seinem Brief vom 27. November 1895 an Franziska von Wertheimstein: »...Wären die Wiener Verhältnisse anders, als sie es leider Gottes sind, so würde ich sagen: bringen Sie den Winter in der Stadt zu! Aber Lueger und Consorten machen die öffentlichen Zustände ganz unerträglich...«⁵

Dem Biografen scheint es weiterhin wichtig zu sein, zu betonen, dass Saar jahrzehntelang der Günstling führender Vertreter des Wiener jüdischen Geldadels war, »der Familien Wertheimstein, Gomperz, Todesco und Lieben-Auspitz und daher bei einer eventuellen Kritik jüdischen Verhaltens äußerst vorsichtig und zurückhaltend sein [musste].«⁶

Von Jakob Julius David ist bekannt, dass er in Mährisch-Weißkirchen als Jude zur Welt kam, sich 1891 jedoch taufen ließ, um die Katholikin Juliane Christiane Ostruzka heiraten zu können. Man weiß, dass David in seinem naturalistisch bestimmten Frühwerk jüdische Figuren postulierte, um anhand ihrer inneren Konflikte einige Varianten des häufigsten naturalistischen Themas – der Spannung zwischen individueller Selbstbestimmung und zwingender Macht des Milieus – durchspielen zu können. Mit dem Abklang des Naturalismus, mit Davids Hinwendung zu neuromantischen Stoffen – etwa um 1900 – , hören die jüdischen Figuren auf, Davids Novellen zu bevölkern.



7 An der Verfassung des Toleranzpatentes war Josef von Sonnenfels beteiligt, der große österreichische Aufklärer und mährische Landsmann, 1733 im berühmten Nikolsburger Ghetto geboren.

Trotz der Marginalität der jüdischen Thematik im Werk äußerten sich jedoch alle drei Autoren belletristisch zu der – zu ihrer Zeit – zentralsten »jüdischen Frage«, zur Problematik der jüdischen Assimilation.

Die jüdische Emanzipation wurde in Österreich – wie in ganz Europa – durch aufklärerische Gedanken eingeleitet, wobei sie im zentralistischen Habsburgerreich – viel früher als bspw. in Deutschland – von der Staatsmacht, dem Kaiserhaus beeinflusst und gelenkt wurde: Das *Toleranzpatent* Josef II. von 1782 war nach der amerikanischen Deklaration der Menschenrechte chronologisch und weltweit gesehen das zweite Dokument, welches den Juden gewisse Bürgerrechte zuerkannte.⁷

Im 19. Jahrhundert war die jüdische Emanzipation in Österreich durch ähnliche Peripetien, Fortschritte und Rückschläge gekennzeichnet wie in Deutschland, bzw. im halben napoleonischen, nachnapoleonischen, vor- und nachrevolutionären Europa. Die oktroyierte Verfassung von 1848 enthielt keine Diskriminierungen auf religiöser Basis mehr, doch erst die Verfassung von 1867 garantierte den Juden Österreichs unbeschränkte Glaubensfreiheit und volle Bürgerrechte. Der Liberalismus stand zu der Zeit in höchster Blüte, die jüdische Emanzipation schlug vollkommen selbstverständlich den Weg zur Assimilation an die deutsch-österreichische Kultur ein, der Weg zur vollen Integration schien ein gerader und zukunftssträchtiger zu sein, an den Errungenschaften der Assimilation wurde – außer in orthodoxen Kreisen – nicht gezweifelt. Eine große Zahl der jüdischen Familien Wiens gehörte dem Großbürgertum an, einige aus diesen Familien, so die Bankiers Rothschild, Nathan Adam Frh. von Arnstein und Bernhard Freiherr von Eskeles, wurden geadelt, die jüdische Großbourgeoisie trat an die Stelle der Aristokratie in ihrer Rolle als Mäzen der Kunst. An der Wiener Universität waren jüdische Studenten in allen Fächern präsent, wobei die medizinische die meist frequentierte Fakultät war (da diese lange Zeit das einzige Studienfach war, zu dem Juden zugelassen wurden). Nach der Lockerung der Zensur nach 1848 ergriffen Juden häufig auch das journalistische Handwerk und machten die wichtigsten Zeitungen Wiens – so etwa die *Neue Freie Presse* – zu Bastionen des Liberalismus.

In dieser Phase des Hochliberalismus kam jedoch in Österreich – ähnlich wie in Deutschland – der moderne Antisemitismus auf, der die mittelalterlichen, religiösen, antijüdischen Vorurteile mit dem neueren romantischen, nationalistischen Gedankengut verknüpfte, sie mit wirtschaftlicher Argumentation und schließlich mit rassistischen Theorien anreicherte und diese alt-neue Weltanschauung in eine Sprach-Demagogie neuer, journalistischer Prägung verpackte. Die Vehikel des modernen Antisemitismus waren in Österreich gleich wie in Deutschland: »Gelehrte« rassenantisemitische Schriften, »lustige« Pamphlete und antisemitische Kalender für das Volk, Ritualmordprozesse, Vereins- und Parteigründungen sowie Parteiprogramme. 1891 gründete Karl Lueger in Wien die offen antisemitische *Christsoziale Partei*, die ihn 1897 zum Bürgermeister von Wien ernannte.

In dieser gesellschaftlichen Situation, in der die jüdische Assimilation trotz aller Anpassungsbemühungen der letzten Jahrzehnte durch den Ansturm des neuen Rassenantisemitismus ins Wanken geriet, schrieben die drei mährischen Autoren im Zeitraum zwischen 1882 und 1900, dem neuralgischen Zeitraum der jüdischen Assimilation, drei ihrer großen Prosa-Texte: Ebner-Eschenbach 1882 *Der Kreisphysikus*, Ferdinand von Saar 1899 *Seligmann Hirsch* und Jakob Julius David im Jahre 1900 *Am Wege sterben*.

Der Inhalt der drei Werke ist schnell erzählt: Nathanael Rosenzweig, der Doktor und Kreisphysikus, der in Ebners Erzählung *Der Kreisphysikus* im Galizischen um 1845 agiert, wird Zeuge der Vorbereitungen eines revolutionären Aufstandes, und obwohl er anfänglich von der revolutionären Begeisterung des Adels nicht viel hält und vom revolutionären Erwachen der Bauern eher verängstigt wird, lässt er sich durch die überzeugende Kraft der prophetischen Reden des *Sendboten* hinreißen, wird so zum treuen Anhänger christlich-sozialrevolutionärer Gedanken – und bleibt es auch, nachdem der eigentliche Aufstand niedergemetzelt wurde.

Der Ich-Erzähler in Saars Novelle *Seligmann Hirsch* macht in einem österreichischen Kurort um 1870 die Bekanntschaft des reichen Juden Seligman Hirsch und erfährt sukzessive seine tragische Familiengeschichte, die im Epilog mit Seligmans Selbstmord endet.

David's Roman zeigt kalleidoskopartig die Schicksale einzelner Studenten aus einer lockeren Tafelrunde in Wien um 1885, die alle unfähig sind, in der Großstadt Fuß zu fassen und an ihr zugrunde gehen – »am Wege sterben«. Der jüdische Medizinstudent Simon Siebenschein ist die einzige Ausnahme: Trotz der erschütternden Erfahrung einer tragischen platonischen Liebe zu einem jungen Mädchen, das wegen seiner Unfähigkeit, Gefühle zu äußern, stirbt und seiner Skepsis gegenüber allen Werten, schafft er den Sprung ins Berufsleben und wird Armenarzt.

8 Ebner-Eschenbach, Marie v.: Der Kreisphysikus. In: Erzählungen, autobiographische Schriften. München: Winkler s.a., pp. 245-305. – Die Seitenangaben der zitierten Stellen erfolgen direkt im Text.

9 David, Jakob Julius: Am Wege sterben. Berlin, Leipzig: Schuster & Loeffler 1900. – Die Seitenangabe der zitierten Stellen erfolgen direkt im Text.

Es wäre freilich eleganter, die drei Texte als belletristische Abbildungen einzelner chronologischer und qualitativer Abschnitte der jüdischen Assimilation zu präsentieren, doch redlicher ist es, die Schicksale der jüdischen Protagonisten als einzelne »Projekte« zur Lösung der Assimilationsfrage zu bezeichnen: Ist der qualitative Sprung zwischen Nathanael Rosenzweig, dem Kreisphysikus der Ebner und Seligmann Hirsch, dem Titelhelden Saars, als solcher interpretatorisch noch einigermaßen klar darstellbar, bedeutet die Figur Simon Siebenscheins aus Davids Roman – aus der Sicht der Assimilationsproblematik – eher einen Rückschritt.

Nathanael Rosenzweig und Simon Siebenschein sind nämlich sehr ähnliche Figuren und weisen derart erstaunliche Parallelen auf, dass man versucht ist, von »Klischees« in der Darstellung jüdischer Figuren zu sprechen:

Beide sind Mediziner, beide ergriffen ihren Beruf nicht etwa, weil ihnen keine andere intellektuelle Laufbahn offen gestanden hätte (wie es in der Zeit Nathanael Rosenzweigs noch tatsächlich der Fall war, nicht mehr in der Zeit Simon Siebenscheins), sondern, weil ihnen dieser Beruf gesellschaftliche Geltung und Besitz zu beschern verspricht. Von Nathanael Rosenzweig erfährt man gleich auf der ersten Seite der Novelle, dass »Erwerben der Inbegriff all seines Dichtens und Trachtens [war], Geld erwerben, Kenntnisse, Gunst [...] erwerben und ja nichts umsonst hergeben.« (245)⁸

Vom Studenten Siebenschein heißt es – weniger explizit – dass er ein »rastloser Lerner« war, der sich von seinen verbummelten Studentenkollegen gewaltig unterscheid, da er weder trank, noch Schulden machte, sondern zielgerichtet auf seine künftige Laufbahn hinarbeitete, denn »jeder Tag, den er unnütz vertat, zwang ihn, sich zu bescheiden.« (57)⁹

Diese ausschließliche Ausrichtung aufs Ziel hin macht die Helden hartherzig und hochmütig, Nathanael Rosenzweig verbietet sich rigoros jede »mitleidige Regung«, jede »hemmende Rücksicht«. (245)

Simon Siebenschein wird gleich in seiner Erstaufnahme durch den Erzähler als »schroffer, schweigsamer [...] hochmütiger und nervöser Mensch« (32) dargestellt, der sich mit den niederen Schichten nicht einlassen möchte und lieber allein sitzt, als »sich unter das Volk« zu mischen. (57) Diese Eingangskarakteristik macht die jüdischen Figuren dem Leser freilich einigermaßen unsympathisch, trotzdem sich beide Erzähler bemühen, diesen Eindruck etwas zu entschärfen: die Ebner mit dem Hinweis auf die entbehrensreiche Jugend Nathanael Rosenzweigs am Rande des Hungertodes als Motivation für sein späteres Verhalten, David durch die Verbindung Simon Siebenscheins zu einer Gruppe verbummelter Wiener Studenten, die allesamt verkrachte Existenzen mit gewaltigen Charakterschwächen sind und für den Leser keine Identifikationsfiguren darstellen können. Trotzdem fühlt man sich als Leser des 20./21. Jahrhunderts unangenehm an das antisemitische Klischee des rastlosen Juden, gar des Ahasvers, erinnert. Dieses Gefühl wird noch gesteigert durch die häufige Wiederholung des Adjektivs »rastlos« (bei beiden Autoren in verschiedenen Verbindungen) sowie durch Davids explizite Verknüpfung dieser Eigenschaft mit Simon Siebenscheins »jüdischen Rassenanlagen«: »[...] Denn etwas vom Hochmüte seiner Rasse war in ihm« (57), »die Nervosität seiner Rasse steigerte seine Empfindlichkeit« (123), »die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Rasse zuckte in ihm« (236) usw. Dies wird schließlich durch die äußere Charakteristik der Helden verstärkt, denn beide sind keine Schönheiten. Der Makel der körperlichen Gebrechlichkeit begleite Nathanael Rosenzweigs Jugend, trotzdem sich mit den Jahren »seine kreuzspinnenartigen Extremitäten« zu »muskulösen Armen und Beinen kräftigten« (245), Simon Siebenschein wird als »lang und hager« beschrieben, als »alt und unfertig zugleich« mit einem Gesicht, »von einer kränklichen bräunlich-blassen Färbung, als hätte man durch Milch einen starken Rauch gehen lassen«. (43) – Die (ungewollt?) antisemitische Tendenz des letzten Vergleichs wird heute wohl deutlicher empfunden als zu Davids Zeiten.

Rosenzweigs und Siebenscheins Rastlosigkeit, (Ehr)Geizigkeit, Hochmütigkeit und Hartherzigkeit äußern sich freilich am deutlichsten in ihrer Beziehung zur menschlichen Umgebung: Während Nathanael Rosenzweigs hochmütig ironischer Abstand zum revolutionsbegeisterten polnischen Adel – in einer von der Ebner überaus witzig-ironisch gestalteten Szene – noch sehr sympathisch wirkt –

»Der Augenblick, das fremde Joch abzuschütteln, ist gekommen... Das Zeichen zum Ausbruch der Revolution wird in Lemberg auf dem ersten Balle des Erzherzogs gegeben werden.« [...] »Ich verstehe, auf jenem Revolutionsballe!« »Ja, Doktor! Ja!« rief Gräfin Aniela dazwischen, »dem Balle, auf dem wir ein welthistorisches Ereignis inaugrieren!« »Bei der Mazurka oder bei der Francaise?« »Beim Kotillon...«



10 Saar, Ferdinand v.: Seligmann Hirsch. In: Ders.: Das erzählerische Werk. Bd. 1. Wien: Amandus 1959, pp. 375-410. – Die Seitenangaben der zitierten Stellen erfolgen direkt im Text.

– und Rosenzweigs gut motivierter Verrat der adeligen Aufständischen noch sehr verständlich ist, stimmt sein offen getragener Hass gegenüber Armen, Bettlern und sonst Unbedarften eher nachdenklich, v.a. weil er gegen die positive Gestalt des jungen Schützlings Josef gerichtet ist. Einerseits erwies der Doktor seine Barmherzigkeit dadurch, dass er den Findling »vor vier Jahren von der Straße in einer eiskalten, herrlichen Winternacht aufgelesen hat« (249), andererseits äußert sich seine Hartherzigkeit in der Behandlung des Jungen, »seines Dieners, seines Hundes« (249), den er gering schätzt, weil er »aus Büchern nicht zu lernen vermochte. Mit achtzehn Jahren noch las er nicht ohne Schwierigkeiten die einfachsten Kindergeschichten« (252), den er eigentlich aus tiefstem Herzen hasst, da er den Gedanken nicht loswerden kann, »daß der Findling seines Herren Brot umsonst oder doch fast umsonst esse«. (249) Und doch ist gerade Josef Träger des spontanen, guten, aufopfernden Menschentums, dem Ebner-Eschenbach in mehreren Erzählungen, meist in den Gestalten von Bauern, bäurischen Mädchen und Müttern, ein Denkmal errichtete, er ist seinem schroffen Herren treu, er ist genügsam, überaus fleißig, immer freundlich, menschlicher Gefühle und Regungen fähig – in allem ein Gegenbild, ein Korrektiv zu Rosenzweig. Denselben Typus stellt auch Jakob Julius David seinem Helden Simon Siebenschein gegenüber und lässt ihn an der Beziehung zum Mädchen Resi genauso scheitern wie Ebner ihren Rosenzweig in der Beziehung zu Josef seine Charaktermängel äußern lässt. Siebenschein bewundert von Weitem die aufopfernde Liebe, die die arme kleine Resi ihrem hinsiechenden Spielkameraden entgegen bringt, die stille Demut, mit der sie Quälereien der Mutter und des Untermieters aushält, deutet Resis Wesen richtig als Aufblitzen der Heiligkeit im Menschlichen, lässt jedoch keine Gefühlsregung – die er als Schwäche empfindet – in sein verhärtetes Inneres hinein – seinem Lebensvorsatz treu bleibend: »Nicht mehr an Gepäck auf die Reise nehmen als man bequem mitführen konnte! Nur keinen überschüssigen Ballast.« (118). Siebenschein lässt die kleine, der Schlechtigkeit der Welt nicht gewachsene Resi allein, lässt sie schließlich in den sicheren Tod laufen, wird an ihrem Tod mitschuldig.

Auch Seligman Hirsch ist keine sympathische Figur. Im Gegenteil: Er ist ein ganz und gar ekelhafter Zeitgenosse. Schon sein Äußeres ist befremdend – im wahren Sinne des Wortes:

Sein fleischiges, gerötetes Gesicht, das buschige Brauen, stark entwickelte Backenknochen und eine plump geschwungene Nase aufwies, war von einem teilweise ergrauten Barte [...] eingerahmt [...] Auf dem Kopfe saß ihm, schief und zerknüllt, eine phantastische Reisemütze; ein langer Überwurf mit Pelzkragen stand vorne offen und ließ abgetragene, nicht allzu reinlich gehaltene Unterkleider, aber auch eine große Busennadel aus Brillanten und eine massive goldene Uhrkette sehen. In der kurzfingerigen, mit Ringen überladenen Hand hielt er eine ungeheuerere Zigarrenspitze aus Bernstein, an welcher er pustend sog [...] Die ganze Erscheinung hatte etwas Groteskes und dabei Fremdartiges; der Mann sah aus wie ein Armenier oder Bulgare. (378)¹⁰

Sofort stellt dieser grotesk unansehnlicher Held seine Charaktermängel zur Schau: Er spricht zu laut, in der Nacht poltert er im Zimmer herum, singt, pfeift und schnarcht schließlich entsetzlich, »[es war] ein so kräftiges Schnarrchen gewesen, wie ich es im Leben niemals vernommen. In allen Modulationen erklang es: bald wie der ruckweise, gleichmäßige Gang einer Sägemühle, bald in zitternden, gequetschten Gurgel- und Nasenlauten – bald mit so furchtbarem, langgezogenem Gerassel, als wollte er das stille, nachtschlafende Haus in seinen Grundgesten erschüttern.« (382) Seligmann Hirsch leistet sich jedoch noch Schlimmeres: Er spuckt auf den Boden, benimmt sich beim Essen wie ein wildes Tier, ärgert den Wirt, trägt seinen Reichtum plump zur Schau, prahlt mit seiner Person, kiebitzt beim Tarock-Spiel und macht sich i.A. bei der ganzen Gesellschaft unbeliebt.

Der Unterschied in der negativen Charakteristik der Helden Ebners und Davids einerseits und Saars andererseits liegt allerdings nicht nur in der Quantität und Intensität, sondern viel maßgeblicher in der erzähltechnischen Inszenierung der Helden: Während Rosenzweig und Siebenschein in der Er-Perspektive (eines noch vor-modern sehr neutralen Erzählens) einfach ihre Schwächen haben und sie – ohne einen Erzähl-Filter – dem Leser im Laufe der Geschichte präsentieren, ist die größte Schwäche und Schuld Seligmann Hirschs, dass er den Ich-Erzähler stört. Mit Absicht werden die ersten zwei Seiten der Erzählung ausschließlich der Darstellung des behaglichen Zustandes des Ich-Erzählers gewidmet, der sich in dem herbstlich verlassenen Kurort im »Genuss der Einsamkeit« (376), »im behaglichen Zustande des tätigen Alleinseins« (377), in der »traulichen Stille« (377) gut fühlt. Der Einfall Seligmann Hirschs in diese stille Idylle

wirkt wie die Explosion einer Handgranate: Das erste, was man von ihm mitbekommt, ist – konsequenterweise – seine »überlaute, schnarrende Stimme« (377).

Der größte Unterschied in der Charakteristik der Haupthelden liegt jedoch in der – wahrscheinlich unterschwellig – Absicht der Erzähler: Alle drei Figuren, die am Anfang mehr oder weniger unsympathisch wirken, werden im Laufe der Geschichte zu positiven Helden:

Nathanael Rosenzweig kehrt sich nicht ab von den christlich-sozialen Idealen des prophetischen Sendboten wie alle anderen, sondern lässt sich entzücken, ändert gründlich seine Weltanschauung und Lebenshaltung, wird mitleidsfähig und karitativ, erkennt plötzlich das Ausmaß der opferbereiten Treue Josefs an, beschenkt ihn mit seinem Gut (das ursprünglich das Ziel all seines Lebens und Trachtens war, gar das Zentrum seiner Identität), versucht mit großzügigen Spenden das Leben der Bauern erträglicher zu machen und wird schließlich zum fahrenden Armenarzt. Als Lohn für diesen Umschwung empfängt er – im Epilog nach etwa 10 Jahren – die unerwartete Begegnung mit dem tot geglaubten Sendboten Eduard Dembowski. Die Erzählung endet idyllisch in der Umarmung der beiden und dem feierlichen Versprechen Rosenzweigs, ein treuer Jünger Dembowskis und seines Glaubens zu bleiben.

Simon Siebenschein findet nach dem Tod Resis trotz seines Zweifels an allen Werten des Lebens die Kraft, sein Studium zu Ende zu führen. Er zieht in eine Arbeitersiedlung, und am Schluss des Romans – ebenfalls im Epilog – schließt er sich beim Ausflug ins Grüne symbolisch einer Gruppe junger sozialistischer Arbeiter an und wird Armenarzt.

Seligmann Hirsch macht keinen derartigen Umschwung durch, der Ich-Erzähler legt vielmehr nach und nach den Ärger über die Störung ab und wird zu einem immer empfänglicheren und mitfühlenderen Zuhörer der Lebensgeschichte Seligmanns, die, wie schon erwähnt, im Galizischen (an der Seite einer orthodoxen Frau) als typisch jüdische Assimilantengeschichte mit revoltierender religiöser Indifferenz, Geld- und Zinsgeschäften und deren Scheitern, der Umsiedlung nach Wien und erneutem Fuß-Fassen sowie schließlich der Erziehung der Kinder zur völligen Loslösung von jüdischen Wurzeln anfang – und auch als typisch jüdische Assimilantengeschichte endete: Mit dem Rückschlag in der Assimilationstendenz in der Person der Tochter (die einen orthodoxen ungarischen Juden heiratete), der Ausweisung des »Störenfrieds« Seligmanns aus dieser Familie, dem vollen Erfolg der Assimilationstendenz in der Person des Sohnes, der in die höchsten Ränge des Wiener Finanzbürgertums aufsteigt und geachtet wird – und der Ausweisung Seligmanns aus dieser zweiten Familie, die an ihre – im Vater überdeutlich zum Vorschein kommenden – jüdischen Wurzeln nicht erinnert werden will. Nach und nach streut Saar rührende Elemente in die Geschichte, nach und nach begreift der Ich-Erzähler, welche Verletzlichkeit unter der rauhen, krampfhaft selbstsicheren Oberfläche als Erbe von erlittenen Demütigungen, Zurückweisungen, Ängsten, Identitätskonflikten sich in Seligmann verbirgt, nach und nach wird der Ich-Erzähler – und mit ihm der Leser – von Mitleid ergriffen, dermaßen, dass sogar »das Schnarchen nicht mehr so entsetzlich [schien] wie damals« (399).

Vereinfacht lässt sich sagen: Nathanael Rosenzweig und Simon Siebenschein werden *trotz* ihres Judentums zu positiven Helden, indem sie die Härte, Gefühllosigkeit, zwanghafte Rastlosigkeit, das Misstrauen zur Umgebung, und die unermüdliche Jagd nach Besitz und gesellschaftlicher Anerkennung usw. überwinden. Seligmann Hirsch hingegen wird es gerade *wegen* seines Judentums und geht an der Existenz vernichtenden Paradoxie, die den Juden die Assimilation aufzwang, letztlich zugrunde.

Bereits bei der Analyse der Figuren kam der Verdacht auf, dass diese eben erfolgte Interpretation von den Autoren wohl nicht unbedingt intendiert war, sondern unterschwellig, latent in den Geschichten angelegt ist. Dies hängt damit zusammen, dass die drei jüdischen Figuren, trotzdem sie als solche deutlich und explizit markiert sind, nicht eigentlich als Juden im Zentrum des Geschehens stehen und agieren, sondern in hohem Maße austauschbare »Stammesidentität« haben: Das Schicksal eines Nathanael Rosenzweigs und Simon Siebenscheins könnte jeder ursprünglich harte, sich vor Gefühlen fürchtende, schopenhauerisch-moderne zweifelnde Mensch erfahren, den ein starkes Erlebnis zur Umwertung seiner bisherigen Lebenshaltung zwang. Und sogar das eminent jüdische Schicksal Seligmann Hirschs wird von der Generationsproblematik überlagert, wird als karriertes König-Lear-Schicksal dem Leser präsentiert: eher als Tragödie eines nicht anpassungsfähigen oder nicht mehr gelittenen Menschen, denn als Tragödie eines assimilierten Juden. Dass zu Saars Zeiten seine Novelle tatsächlich so gelesen wurde (und nicht etwa in der Intention dieses Artikels), belegt z.B. der Brief der



11 Zit. n. Miller, Norbert: Das Bild des Juden in der österreichischen Erzählliteratur des Fin de siècle. In: Ders.: Juden und Judentum in der Literatur. München: dtv 1985, p. 186.

Gönnerin Marie Fürstin von Hohenlohe an Saar: »Die Novelle ist ein seltenes Meisterwerk [...] Die Lear-Tragödie wird gar nicht erzählt und doch wirkt sie so überwältigend!«¹¹

Muss man also nicht die Eingangsthese, die drei mährischen Autoren hätten sich in ihrer Zeit zur Problematik der jüdischen Assimilation belletristisch geäußert, korrigieren? Für eine solche Korrektur spräche auch noch der relative Mangel an einschlägigen gesellschaftlichen Fakten bezüglich der Lage des Judentums innerhalb der Erzählungen und der Mangel an »jüdischer Ausstattung der jüdischen Helden«. Bei der Ebner erfährt man – immer nur vermittelt durch Dialoge oder Figurenrede – über die gesellschaftliche Lage der Juden in Galizien lediglich, dass sie kein Land besitzen durften (dies ist Rosenzweigs einziger Vorwurf an die Regierung), logisch schlussfolgern kann man also, dass Juden, die in eine gewisse gesellschaftliche Position aufgestiegen sind (wie Rosenzweig) keinerlei antisemitischen Attacken ausgesetzt sind. Über den Antisemitismus der Polen spricht nur der »Sendbote« Eduard Dembowski in seiner Rede, um – in Lessing'scher Manier – den »edlen Juden« und dessen karitative Wohltat (die Errettung Josefs nämlich) als hohes Beispiel christlicher Menschenliebe zu postulieren. Der antisemitisch verankerte Imperativ, den die Gesellschaft an den assimilierten Juden stellt, sich nämlich taufen zu lassen, wird in der Erzählung als dummliche stehende Floskel humoristisch abgetan:

Und nun kam die Frage, die der Kreishauptmann dem Doktor, auch bei der flüchtigsten Begegnung nicht erließ: »Aber, mein lieber Doktor, wann werden sie sich denn endlich taufen lassen?« Auf die stehende Frage erfolgte die stehende Antwort: »Ich weiß es noch nicht genau.« »Entschließen sie sich! Sie sind ja ohnehin nur ein halber Jude.«

Zum massivsten Durchbruch des Antisemitismus (wessen eigentlich?) kommt es bei der Präsentation der zwei Dorfjuden kurz vor dem Wendepunkt der Novelle, als eine revolutionäre Versammlung in die Dorfkneipe des Juden Abraham einberufen wird. Man fühlt sich an die antisemitischen Kalender und Karikaturen des 19. und 20. Jahrhunderts erinnert, denn alle erdenklichen, die abgeschmacktesten und also wirksamsten »volkstümlichen« antisemitischen Klischees werden hier benutzt. Man kann – so glaube ich – die zwei Absätze kommentarlos zitieren und nur einige besonders markante Stellen graphisch hervorheben.

»Schaff mit Platz, Abraham,« sprach der Doktor, »ich bin's, ich, Doktor Rosenzweig.« »Gott der Gerechte!« stieß der Wirt erschrocken hervor, faßte sich aber gleich und patschte dienstwillig in den Sumpf [...] »Ein Gibor! Schema Isroel, ein Gibor der gewaltige Doktor!« raunte Abraham einem mißgestalteten Wesen zu, das plötzlich im Dunkel, geräuschlos wie eine Eidechse, krummbeinig wie ein Kobold, neben ihm aufgetaucht war. Es wiegte den unförmigen Kopf, seine nachtschwarzen Augen funkelten klug und feurig. »Er ist eingezogen zu spionieren, Tateleben. Wir wollen ihm kommen zuvor, daß uns nicht kann begegnen ein Unglück,« flüsterte der Kleine [...] »Ich will nehmen ein Pferd, Tateleben, und reiten nach Tarnow wie ein Windstoß, zu melden bei der Polizei, daß bei uns Versammlung halten die rebellischen Gojim und daß die kaiserliche Regierung soll ausschicken gegen sie Soldaten, wenn es is gefällig der kaiserlichen Regierung.« Abraham betrachtete seinen Sprößling mit Blicken bewundernder Liebe: »Reit wie ein Windstoß, mein Sohneleben, daß du mit Gott bald kommst ans Ziel. Reit,« wiederholte er, und er setzte in naiver Fürsorge hinzu: »Tu dich nur nehmen in acht, daß du nicht kommst um deine geraden Glieder.«

Das Judentum des Doktor Rosenzweig äußerts sich über das bereits Gesagte hinaus nur noch in einigen jiddischen Wörtern, die er nur im Verkehr mit seiner Großmutter benutzt.

Über Simon Siebenscheins Judentum erfährt man nicht mehr, als seine – bereits dargelegte – Personencharakteristik ausmacht. Aus der häufigen Benutzung der Rassen-Argumentation (s.o.) kann man bloß schlussfolgern, dass die Rassenlehre um 1900 Mode war, Furore machte und in aller Munde war. Über die Situation des Judentums in Wien um 1900 (bzw. 1885) erfährt man nichts.

Die Rassenlehre interessierte wohl auch Ferdinand von Saar, denn das Ende der Novelle *Seligmann Hirsch* trägt deren Spuren: Die Enkelin Seligmanns, eine Vertreterin des Typus »schöne Jüdin« wird als Erbin der – diesmal ins körperlich Positive umschlagenden – jüdischen Rassenmerkmale des Seligmann Hirsch dargestellt. Obwohl man bei Saar über die »spezielle jüdische Problematik« das meiste erfährt (neben Seligmanns eigenem Schicksal spielt auch die neu belebte Orthodoxie der Tochter, ihre kinderlos geliebene Ehe, die unermüdliche Jagd



nach Besitz und gesellschaftlicher Anerkennung des Sohnes, die Anbiederung der geadelten Bankier-Familie des Sohnes an die Wiener Gesellschaft, der Mechanismus der antisemitischen Vorurteile unter den einfachen Leuten des Kurortes, das Auftreten des »antisemitischen Juden« im Epilog usw. eine gewisse – obzwar hintergründige – Rolle), muss man wohl die eingangs postulierte These tatsächlich etwas relativieren: Die Frage, ob sich die drei mährischen Autoren zur Problematik der jüdischen Assimilation zielgerichtet und bewusst geäußert haben, lässt sich mit »nein« beantworten: Nur nebenbei erfährt man aus ihren Werken, die im Vordergrund jeweils eine andere Ideen-Linie verfolgen, etwas zur Problematik der Assimilation in Österreich-Ungarn am Ende des 19. Jahrhunderts, nur nebenbei sind die Helden als einzelne Projekte zur Lösung der Assimilationsfrage zu lesen und zu interpretieren. Nathanael Rosenzweig als einer, der aus dem strengen Individualismus des »sich auf sich selbst Verlassens« in die wärmende Gemeinschaft der Welt- und Menschheitsverbesserer wechselte, Simon Sieben-schein als eine zeitlich bedingte bloße Innovation Nathanael Rosenzweigs, da der Individualismus durch moderne (Schopenhauerische und Nietzscheanische) Skepsis verschärft wurde und diese (am Ende nur halbwegs erreichte) Gemeinschaft bereits sozialistische Züge trägt, Seligmann Hirsch schließlich als einer, der an der Assimilation – gesetzmäßig – scheiterte.

Sicher ist Saars Novelle, die im Lichte der Entwicklung der Assimilationsproblematik bis zum Holocaust die scharfblickendste ist, nicht an die Seite der Texte des 20. Jahrhunderts zu stellen, die sich programmatisch mit dieser Frage beschäftigen (Artur Schnitzler, Jakob Wassermann, Else Lasker-Schüler, Martin Buber usw.). Trotzdem ist sie zumindest als ein – vielleicht unbewusst gelungener – erster Schritt in diese Richtung und also als ehrenwerter Vorläufer zu bezeichnen.



Doc. PhDr. Ingeborg Fiala-Fürst ist Literaturwissenschaftlerin und -historikerin. Studium der Germanistik in Olmütz, danach Emigration in die BRD und Tätigkeit an *Arbeitsstelle für Robert-Musil-Forschung* in Saarbrücken; 1992 Rückkehr aus der Emigration, seither Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Germanistik der Palacky-Univ. Olmütz. 1997 Mitbegründerin der *Arbeitsstelle für mährische deutschsprachige Literatur* innerhalb des Lehrstuhls; 1998 Habilitation und seither Lehrstuhlleiterin. Forschungsschwerpunkte: Prager deutsche Literatur, deutschsprachige Literatur aus Mähren, literarischer Expressionismus, deutschsprachige jüdische Literatur. Vorlesungen und Seminare zu diversen Themen der deutschen Literaturgeschichte; Organisation zahlr. Konferenzen sowie Herausgeberin der Bücherreihe *Beiträge zur mährischen deutschsprachigen Literatur* im Univ.verlag. Kontakt: fiali@ffmw.upol.cz.